

# Der Pirat

*Er ist Oberst im Generalstab und SVP-Politiker, er hat eine Abneigung gegen Autoritäten, schätzt Aussenseiter und Rebellen. Alles klar? Ein Porträt von Mathias Müller, dem Chefrekrutierer der Schweizer Armee.*

MARTIN BEGLINGER

Sein Hund heisst Seneca. Benannt hat er den Bullterrier nach seinem Lieblingsphilosophen, dem grossen römischen Stoiker Seneca, weil er definitiv der Meinung ist, dass Bullterrier von ihrem Naturell her «absolute Stoiker» sind und mitnichten jene wilden Kampfmaschinen, als die sie weiterhin gelten, wie zum Beweis springt Seneca zur Begrüssung am reflexartig erstarrten Reporter hoch, doch der stramme Terrier will sich tatsächlich nur ein bisschen kraulen lassen. Willkommen in der Welt des Mathias Müller, wo so manches ganz anders ist, als es auf den ersten Blick scheint.

Müller, 49, ist Oberst im Generalstab, Berufsoffizier seit bald zwanzig Jahren und seit dem 1. Januar 2018 Kommandant Rekrutierung der Schweizer Armee. Zuvor war er zugeteilter Offizier im Stab von VBS-Chef Guy Parmelin, nun muss er für nicht weniger als die personelle Zukunft der Armee sorgen. Müllers Aufgabe ist es, die jungen Schweizer – und Schweizerinnen! – fürs Militär zu motivieren. «Ein cooler Job!», sagt er und strahlt.

Sein normales Tenu ist der Kampfanzug, doch an diesem freien Samstag daheim in Orvin, einem Bauerndorf oberhalb von Biel, trägt er zerfranste Jeans und spitze Westerstiefel, sein Haar ist pomadisiert und der Backenbart rasiert nach Elvis-Art. Seine Frau ist Kanadierin, er selber wirkt wie ein Amerikaner: offen und unkompliziert. Mathias Müller war ein Jahr lang zur Weiterbildung in der US Army, er liebt Amerika und seine Mentalität, er verteidigt Trump, aber er würde nicht in dieser Berufsarmee dienen und auch nicht in einem Staat ohne direkte Demokratie leben wollen. Da liegt ihm die Schweiz mit ihrer Bürgerarmee und ihrem leicht anarchischen System der permanenten Machtbrechung deutlich näher.

Auf Müllers T-Shirt steht die Empfehlung «A little rebellion now and then is a good thing», es ist ein Satz des amerikanischen Gründervaters Thomas Jefferson. Mitgebracht hat er das T-Shirt aus Philadelphia, wo er eben für ein paar

Tage war. In erster Linie hat Müller seinen Sohn begleitet, der an einem internationalen Eishockeyturnier spielte. Zwischen durch hat er auch die Kensington Avenue besucht, wo er unbedingt die Schauplätze sehen wollte, an denen Sylvester Stallone vor vierzig Jahren Müllers boxenden Kinohelden «Rocky» gab. Die Kulisse für das Aufsteigerepos ist heute die grösste offene Drogezone an der amerikanischen Ostküste, der «Wal-mart des Heroin», wie Müller in der «New York Times» gelesen hatte, aber er liess sich nicht von der Misere abschrecken, im Gegenteil, «der Charme des Heruntergekommenen zieht mich an. Die dachten vermutlich, ich wolle Stoff kaufen oder sei ein «undercover cop.» Müller, 1 Meter 90 gross und ein 105-Kilo-Schrank wie Rocky, trat trotzdem rasch den Rückzug an, als ihm die Dealer zu nahe kamen.

## Überzeugen, nicht befehlen

Nun sitzt der Generalstabsobers im Rebellions-T-Shirt am Stubentisch in Orvin, versorgt seinen stoischen Kampf-hund mit Guetzli und erklärt gerade, warum er eine tiefe «Abneigung gegenüber Autoritäten» hat. Und wie es ihn stört, wenn ein Offizier seine Befehle bloss mit seinem Rang begründe und nicht mit Argumenten. «Ich will überzeugen und nicht befehlen!» Schon in den Infanterie-Offizierschulen, die er in Colombier und Liestal geleitet hat, habe er den jungen Kadern immer geraten, «alle Befehle zu hinterfragen, die ihnen nicht einleuchten». Früher hätten solche Ansichten die Karriere eines Berufsoffiziers beendet, heute wird er (trotzdem) befördert. Die Schweizer Armee bewegt sich.

Mathias Müller hat Arbeits- und Organisationspsychologie sowie Medienwissenschaften an der Universität Bern studiert, bevor er wurde, wovon er schon als Gymnasiast in Biel geträumt hatte: Berufssoldat. Im Gymi habe ihn noch «das John-Wayne-Syndrom» getrieben, das sei jetzt vorbei. Geblieben ist sein «Bild des Offiziers als tapferer, grossmütiger und tugendhafter Fels in der Brandung». Ein «ziemlich romantisches

Bild», er weiss es und lacht, aber es ist ihm sehr ernst damit. Müller liess sich sogar einen «moralischen Kompass» samt lateinischem Credo auf den rechten Unterarm tätowieren: «Exemplo Duce-mus», «Wir führen durch Vorbild».

Sein Sendungsbewusstsein, man darf es sagen, ist voll intakt. Müller hat vier Jahre lang eine Kolumne im «Schweizer Soldaten» zu Führungsfragen geschrieben und ein Buch daraus verfasst («Wie entscheiden Sie?»), er hält Vorträge, präsentiert sich auf Youtube, posiert auf Instagram, aber «er hat auch etwas zu sagen», meint zum Beispiel der frühere Direktor der Militärakademie, Brigadier a. D. Rudolf Steiger, der Müller kürzlich referieren hörte. 2005 hatte Steiger ihn noch wegen einer martialischen Übung mit Gefangenen scharf kritisiert, heute hält er Müller für einen «sehr kompetenten und engagierten Berufsoffizier».

## Cooler Werbeclips auf Youtube

«Don't hate. Don't fear. Lead!», heisst das Motto von Müllers Website, und sie enthält auch Ratschläge, die man an Militärakademien eher selten findet. Zum Beispiel über die Führungsqualitäten von Piraten, die Müller ähnlich unverständlich sieht wie Bullterrier. «Piraten sind die besseren Chefs!», schrieb er im Dezember 2017 in seinem Blog, gestützt auf ein vielgepriesenes Buch des Harvard-Ökonomen Peter Leeson. Er präsentiert darin «die sieben Führungsprinzipien der Piraten», angefangen bei gerechtem Lohn über Demokratie und Fürsorge bis zu Diversity und Gleichberechtigung.

Müller schreibt, er sei «schon als Kind fasziniert gewesen von Aussenseitern, Rebellen und Renegaten». Dann bricht er eine dicke Lanze für Underdogs aller Art: «Es sind die Prostituierten, Piraten, Sklaven, Vagabunden, Rocker, Nerds usw., die sich gegen die sozialen Wächter, gegen die Eliten gestellt haben, sich nicht an die gesellschaftlichen Normen gehalten haben und so durch ihr Tun den Mitgliedern einer Gesellschaft schlussendlich zu mehr individueller Freiheit, Gleichberechtigung und Gerechtigkeit verholfen haben und somit gleichzeitig auch zur Weiterentwicklung und zum Erfolg einer Gesellschaft beigetragen haben. (...) Es sind die Renegaten, welche Regeln, Normen und Gesetze infrage stellen, welche keinen Sinn ergeben.

Aus diesem Grund sollten wir in unseren Organisationen kritisches Denken und Handeln nicht unterdrücken oder versuchen, dieses zu verbannen. Im Gegenteil, wir sollten es fördern, denn sinnlose Regeln, sinnloses Tun, sinnlose Verhaltensweisen sind reine Zeit- und Energieverschwendung und somit dem Erfolg nicht dienlich. (...) Ich bin der Meinung, dass es in allen Bereichen guttun würde, wenn wir etwas mehr Piraten hätten und wären.» Während seiner Zeit in

der US Army liess Müller sich einen Piratenkopf auf die rechte Schulter tätowieren, zusammen mit dem Motto der Rhode-Island-Milizen während der Amerikanischen Revolution: «Patria Cara. Carior Libertas.» (Das Vaterland ist mir lieb. Noch lieber ist mir die Freiheit.)

Einen Monat nach seinem furiosen Piraten-Plädoyer trat Mathias Müller die Stelle als Chefrekrutierer an. Seit 18 Monaten ist er dafür verantwortlich, aus den rund 32 000 Stellungspflichtigen (2018) die richtigen 18 000 herauszufiltern, die die Armee Jahr für Jahr braucht. (Eigentlich braucht sie 25 000 Militärdiensttaugliche pro Jahr, um den Bestand wegen der vielen Ausfälle im Laufe von RS und Wiederholungskursen zu sichern.) Dazu hat er gut 300 Leute unter sich, unter ihnen 9 Obersten und rund 70 Psychologinnen und Psychologen, die an sechs Standorten rekrutieren. Vielleicht ein cooler, aber sicher kein einfacher Job.

Seit Jahren schafft es die Armee kaum noch, genügend und auch die richtigen Leute zu finden. Offiziere gibt es zwar genug, aber «immer weniger genügsame Soldaten» (Müller). Die grösste Konkurrenz der Rekrutierer ist der Zivildienst. Seit dieser nicht mehr begründungspflichtig ist, herrscht Wahlfreiheit. Bekommt jemand bei der Aushebung nicht, was er will, kann er sich problemlos in den Zivildienst ein- oder später umteilen lassen, falls ihm das Militär doch zu mühsam ist. Niemand braucht mehr Gewissensnot geltend zu machen, es reicht, wenn man lieber daheim übernachten will. Das ärgert die Armeespitze und bürgerliche Armeepolitiker schon lange, auch Müller freut es nicht. Doch ihm ist die Wahl der Bürger immer lieber als staatlicher Zwang.

Umso mehr müssen seine Rekrutierer um die Jungen buhlen wie nie zuvor. Müller lässt coole Werbeclips auf Youtube stellen und trendige Apps entwickeln, er beknet die zuständigen Kantone, ihre Stellungspflichtigen «nicht mit dem Charme eines Busseneintreibers anzusprechen».

Besonders begehrt sind die Maturanden, weil es nicht mehr viele gibt, wie Müller einer war. Die grosse Mehrheit geht lieber in den Zivildienst. Er habe «gar nichts gegen den Zivildienst oder gegen Pazifisten», versichert der Chefrekrutierer, ihn provozieren vielmehr die «Kurzzeitopportunisten», denen eine RS gerade nicht in die Lebensplanung passe. Es klingt ein wenig nach Kennedy, wenn Müller ihnen die Frage stellt: «Wollen Sie selber helfen, wenn die Armee in einer Krise zum Einsatz kommt? Oder müssen andere Ihnen helfen? Sie sind gesund und gescheit, die Gesellschaft braucht Sie! Wie können Sie also mit Ihrem Gewissen vereinbaren, nicht ins Militär zu gehen?»

Auch die Frauen werden speziell umworben, weil es fast keine Schweizerinnen gibt wie Müllers Ehefrau Sandra, die Dienst in der Canadian Naval Reserve leistete. Derzeit melden sich gerade einmal knapp 300 Schweizerinnen pro Jahr freiwillig, bis 2020 sollen es 1000 sein, sagt der Chefrekrutierer.

## Offen für eine LGBTI-Armee

Einfacher als bei Maturanden und den Frauen ist es noch immer bei den Nicht-akademikern auf dem Land. Der Oberst kennt die Sprüche über die «Armee für die Dummen» und die «Secondo-Armee», doch das bringt ihn erst recht in Fahrt. Er kenne viele Secondos, «die die Idee der Schweiz – Freiheit! – besser erklären und leben als viele, die sich «stolze Eidgenossen» nennen».

Der SVP-Politiker Müller, von ihm wird noch die Rede sein, ist der Letzte, der Gesetze zu Diversity und Gender will. Aber der Erste, der den Begriff für die Armee und für sich selber in Anspruch nimmt. «Alle reden von Diversity, in aber wenn es eine Organisation gibt, die sie wirklich lebt, dann ist es die Armee. Bei uns spielt es keine Rolle, woher jemand kommt, ob er weiss ist oder schwarz, ob Student oder Hilfsarbeiter, reich oder arm, Mann oder Frau, schwul oder nicht. Wir sind offen für alle!» (Ausser für jene 300 bis 350 jungen Gewalttäter und Extremisten, die pro Jahr als Sicherheitsrisiko von der Aushebung ausgeschlossen werden.)

Mit Boxen ist längst Schluss («Arthrose!»), jetzt ist Eishockey angesagt. Seit 2018 ist Mathias Müller Präsident des Schlittschuhklubs Lyss. Die

«Bei uns spielt es keine Rolle, woher jemand kommt, ob er weiss ist oder schwarz, ob Student oder Hilfsarbeiter, reich oder arm, Mann oder Frau, schwul oder nicht. Wir sind offen für alle!»

habe super Resultate beim Leistungstest hingelegt, sei voll motiviert, wolle unbedingt Kader werden, es gebe nur ein einziges Problem: Er sei eine Frau – aber auf dem Weg, ein Mann zu werden. «Auch hier werden wir eine gute Lösung finden», sagt der Chefrekrutierer. Die Armee soll auch eine LGBTI-Armee sein, sie kann kaum anders (aus Personalnot), und Oberst Müller will es so, weil er überzeugt ist, dass «diese Vielfalt die Armee nur stärkt», ganz im Sinne der Piraten, jener «erfolgreichen Multikulti-Truppe» des 16. Jahrhunderts, die schon gleichgeschlechtliche Partnerschaften und Frauen als Chefs gekannt habe – freiwillig!

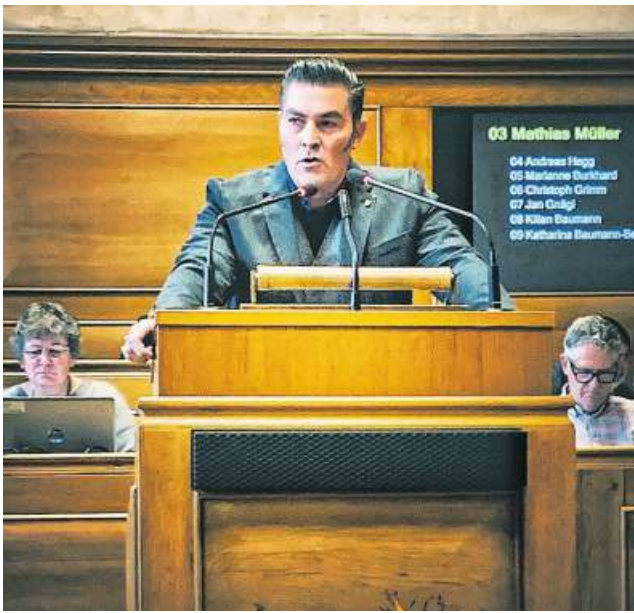
## Leidenschaftlicher Boxer

Aber noch einmal: Wie will er denn nun die «verwöhnte Schneeflocklein-Generation» (Müller) aus der Komfortzone in die Kasernen locken? «Die Wohlstandsverweichlichung», holt er aus, «macht auch unsicher. Viele Junge gehen nicht aus Überzeugung in den Zivildienst, sondern aus Angst, Angst vor dem Unbekannten. Angst, sie würden die Rekrutenschule nicht schaffen. Doch wenn sie einmal drin sind und merken, dass sie ihre Grenzen hinauschieben und mehr leisten können, dann sind sie extrem stolz auf sich. Das ist es, was ich den Jungen zu verkaufen versuche. Hier liegt die grosse Nische für die Armee.» Und schliesslich noch dies: «In der Wohlstandszone ist es immer lauwarm. Wer aber nur warm kennt, weiss nicht, was heiss und kalt ist.»

Der Chefrekrutierer ist definitiv «kein Warmduscher». Er hat unzählige Durchlaufwochen und drei 100-Kilometer-Läufe überstanden und ist restlos überzeugt, dass nur heiss und kalt den Menschen wirklich weiterbringen. Wen wundert's, dass ausgerechnet Boxen seine Lieblingsmetapher für das Leben ist? Als Psychologiestudent in Bern trainierte er im Keller des legendären Charly Bühler. «Du bist der typische Schweizer Student», habe ihm der Charly gesagt, «schnell, technisch gut, super trainiert. Aber gegen einen, sagen wir, türkischen Metzger hast du keinen Stich, weil dem egal ist, wenn es überall blutet.»

Mit 20 war er Amateurboxer, «etwas vom Besten, was ich je gemacht habe». In einem französischen Ring ging Müller einmal k.o., doch er habe dabei mehr über das Leben gelernt als in sechs Jahren Studium. «Boxen ist mehr als Sport. Es hat etwas Archaisches, brutal Ehrliches, Edles. Du stehst allein im Ring und trägst sofort die Konsequenzen für alles, was du tust. In diesem Moment helfen dir kein Geld und kein Titel. Sieg oder Niederlage, keine Ausreden.»

Mit Boxen ist längst Schluss («Arthrose!»), jetzt ist Eishockey angesagt. Seit 2018 ist Mathias Müller Präsident des Schlittschuhklubs Lyss. Die



Mathias Müller posiert auf Instagram im Trikot der sowjetischen Eishockey-Nationalmannschaft, mit seinem Bullterrier Seneca und postet ein Zitat des amerikanischen Gründervaters Jefferson. BILDER PD

erste Mannschaft ist Amateur-Schweizer-Meister geworden, zum Saisonabschluss präsentiert Müller nun den Fans im örtlichen Kino «Red Army», einen Dokumentarfilm über die sowjetischen Eishockeyhelden der 1980er Jahre. Kalter Krieg auf Eis. Zur Begrüssung trägt Müller, der T-Shirt-Anarcho, das legendäre rote CCCP-Trikot der sowjetischen Nationalmannschaft.

Klar, dass in diesem Piratenfrüh auch ein Politiker steckte. Mit 14 Jahren trat der Kaufmannssohn bei den Bieler Jungfreisinnigen ein und 2007 bei der FDP wieder aus, weil er fand, der Freisinn habe sich in der Zwischenzeit endgültig von seinem Slogan «Mehr Freiheit, weniger Staat» verabschiedet. Mathias Müller war schon immer mehr ein Liberärer als ein Anarchist als ein Minarchist, der den Staat so klein wie nur möglich halten will, ganz im Sinne von Ayn Rand, der amerikanischen Hardcore-Libertären, deren Schriften er gelesen hat. Müller graut vor der Inflation staatlicher Verbote, ob von Kampfthunden, Killerspielen oder Kopftüchern.

## Rhetorik wie die Linken

Aus Protest gegen die Abwahl von Bundesrat Blocher trat Müller der SVP bei und begann bald, seine eigene Stadt politisch aufzumischen, das rote Biel. Dem damaligen Stadtpräsidenten Hans Stöckli (SP) war Müller bereits aufgefallen, als er 2009 um die Bewilligung für ein militärisches Defilee durch Biel er-

suchte. Das hatte es seit vierzig Jahren nicht mehr gegeben. «Die Verwaltung war gar nicht begeistert, aber das Defilee wurde ein voller Erfolg», erinnert sich Stöckli. Unter Müllers Führung kam es zu einer Parteispaltung, worauf die neu an Blocher ausgerichtete SVP innert wenigen Jahren zur zweitstärksten Partei im roten Biel wurde. Etliche dachten, Müller wolle selber für die Bieler Exekutive kandidieren; stattdessen setzte er auf Beat Feuer, einen bekennenden Schwulen, der eine tamilische Flüchtlingsfamilie privat bei sich aufgenommen hatte.

Ein typischer Unterzug von Mathias Müller. Keine Frage, er steht klar rechts, doch umso mehr liebt er es, die Lager zu verwirren. Das tat er schon im Militär, als er 2008 den GSoA-Mitbegründer Josef Lang einlud, um vor 200 Offiziersaspiranten zu begründen, warum es die Armee nicht brauche. Oder er tut es im Berner Grosse Rat, dem Müller seit 2014 angehört und wo er als einer der wenigen Bürgerlichen auch Vorstösse von Grünen oder Linken unterstützt.

Die Juso-Präsidentin und Berner Grossrätin Tamara Funciello, nicht bekannt für Streicheleinheiten gegenüber rechts, sagt über Mathias Müller: «Wir sassen einmal zusammen auf einem Podium über Digitalisierung, und dort hat er mich sehr überrascht – positiv überrascht. Er ist überhaupt nicht auf jene rückwärtsgewandte Art konservativ wie die meisten in der SVP. In der Regel Müller (SP) war Müller bereits aufgefallen, als er 2009 um die Bewilligung für ein militärisches Defilee durch Biel er-

«In der Wohlstandszone ist es immer lauwarm. Wer aber nur warm kennt, weiss nicht, was heiss und kalt ist.»

gleiche Rhetorik wie die Linken und ist offensichtlich sehr intelligent. Das macht ihn umso gefährlicher.»

## Die eigenen Leute verwirrt

Auch den Grünliberalen und Co-Präsidenten der Schulenorganisation Pink Cross, Michel Rudin, hat Müller im Grosse Rat kennengelernt. Die beiden sind mittlerweile befreundet. «Wir haben oft nicht die gleiche Meinung, aber die Diskussionen mit ihm sind immer spannend», sagt Rudin. «Viele Leute stört es, wenn plötzlich ein SVPLer und vermeintlicher Militärkopf über Diversity und LGBTI zu reden beginnt – und dies erst noch glaubhaft tut. Er lebt die Vielfalt, doch das ertragen viele nicht.»

Müller ist Vizepräsident der SVP-Fraktion, aber manchmal verwirrt er auch seine eigenen Leute. Zum Beispiel, wenn er nicht nur Subventionen für linke Kulturprojekte ablehnt, sondern auch solche für das Gotthelf-Zentrum in Lützel-flüh; für den Minarchisten nun eine Frage der Konsequenz. Als der muslimische SP-Lokalpolitiker Mohamed Hamdaoui plötzlich als Islamist verunglimpft wurde, schrieb Müller auf Facebook: «Die Tendenz, Andersdenkende als Faschisten, Nazis, Islamisten, Bildungsferne, Homophobe oder als unschweizerisch usw. zu betiteln, ist bedenklich und zeugt von der intellektuellen Unfähigkeit zu einem echten Streitgespräch. (...) Stoppt die peinlichen und blöden Verunglimpfungen gegen Hamdaoui und beginnt zu argumentieren!»

Müller wusste, wovon er schrieb. Ein paar Monate zuvor, im Februar 2018, hatte der «Blick» über ihn getitelt: «Armee-Ausbildner verherrlicht Nazi-Idol.» Tatsächlich hatte Müller aus einem Roman, den ein deutscher Autor 1952 unter Pseudonym über einen Wehrmachtsoffizier an der Ostfront geschrieben hatte, das «Ideal eines Chefs» herausdestilliert. Das war ein blinder Gang ins historische Minenfeld, eine Dummheit, aber gewiss kein Beweis für eine nazifreundliche Gesinnung. Müller nahm den Beitrag vom Netz, entschuldigte sich und schrieb: «Solche Ideologien stehen auch im Widerspruch zu meiner Absicht, die ich mit diesem Blog verfolge, nämlich zum kritischen Nachdenken anzuregen und zu mehr Menschlichkeit, Grossmütigkeit, Zivilcouragne und gegenseitigem Vertrauen zu motivieren.»

Die «Blick»-Geschichte, erzählen Bundesparlamentarier, sei just in dem Moment erschienen, als im VBS über die weitere Karriere dieses Generalstabsobers diskutiert worden sei. Seither ist es eher still um den Piraten, doch das nehme er stoisch, sagt Müller und tatsächlich seinen Seneca am Stubentisch. «Permanent jagen wir nach Anerkennung. Sei es im Beruf, beim Sport oder in den sozialen Netzwerken; wir wollen gesehen, bewundert und geliebt werden. Aber hängt unser Glück tatsächlich davon ab?», schrieb er kürzlich in seinem Blog über ein Buch zweier Japaner, das den Titel trägt: «Du musst nicht von allen gemocht werden. Vom Mut, sich nicht verbiegen zu lassen.»